

Die alte Welt

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Am letzten Tag.

(Fortsetzung.)

Erzählung von Ernst Preczang.

Der Alte atmete tief auf. „Mir wird warm jetzt. Ich spür's auf dem Rücken, wie mich der Herrgott streicht. „Freu' Dich, alter Lump,“ sagt er, „freu' Dich.“ Noch einen Schluck, daß das Feuer auch innen nicht ausgeht. So. Ach, wie wird mir wohl! Juchhe!“ Er tat einen schallenden Juchzer und schnellte Arm und Bein in die Höhe. Der Knoten ist fort, Söhnchen. Die Pfeife hat Luft. Der morsche Kasten schwimmt wieder oben. Ach, Du grundgütige Sonne, ist mir auf einmal gut! Wollen wir tanzen, Söhnchen? Wer kann's uns verbieten? Niemand. Wir haben keinen Herrn, juchhe! Siehst Du, dort und dort und dort: alles frei! Kein Mensch, der uns dreinreden kann! Keine Seele, — ach, ach, bin ich lustig, Söhnchen!“

„Mich verlangt's nach einem warmen Köffel, Rabe. Frühstück oder Mittag, heißen kann's, wie es mag. Aber etwas zu kauen. Mein Magen wird ungemütlich. Du hast's doch auf Dich genommen.“

„Wort ist Wort! Und 's ist nicht vergessen. Siehst Du den Holländer dort

auf dem Berg? Die Mühle mein' ich. Da unten ist auch des Müllers Haus, gleich an der Straße. Dort wohnt der Mehlmag.“ Er lächelte vor sich hin. „Was er wohl sagen wird!“ Und zum anderen: „Der Schornstein raucht. Unser Kopf steht auf dem Feuer. Wenn wir heran sind, wird unsere Suppe gar fein.“

„Du kennst Dich wohl aus da?“ Ein geheimnisvolles Lachen: „Meinst, ich ginge die Straße zum erstenmal? Ach, ach! Manche Schuhsohle hab ich schon abgeschleift auf diesen Steinen. Die erste ging entzwei — ach,

Söhnchen, Söhnchen, da warst Du noch wer weiß wo. Keine Spur von Dir, keine Spur. — Und siehst Du, da steht er vor der Tür, der Mehlmag, mein alter Kamerad! Paß auf, er wird Augen machen!“

Der Müller, ein ältlicher Mann in mehlbestäubter Kleidung, hielt die Blicke schon auf die

„Wohl, wohl,“ der andere winkte schnell ab, zog die Flasche und hielt sie gegen die Sonne: „Willst Du ein Tröpflein aus meiner Flasche wie ehemals, zu alten Zeiten? Nicht? Also ich ver-sprech Dir, Mehlmag: sobald ich noch einmal auf die Welt komm', mach ich's wie Du: heirat' ein Meistertöchterlein —.“ Der Müller wehrte lachend

ab: „Laß nur. Laß nur. Aus Dir wird kein gutes Mehl mehr. Wen hast Du da? Ist wohl bei Dir in der Lehre, der Bursch?“

„Eben aus dem Nest, das Vögeli. Ich hab' ihm ein Mittagessen versprochen. Wie steht's um Deinen Tisch?“

„Es ist Platz für Euch zwei. Zubörderst aber geht einmal an den Brunnen und wascht Euch. Eine Bürste schick' ich heraus. Du weißt, ich mag keinen Schmutz am Tisch.“

„Ja, bist ein feiner Herr. — Komm, Söhnchen, es gibt noch gute Menschen.“

Die Magd hatte die letzten Schüsseln abgetragen. In seinem geflochtenen Korbstuhl saß zurückgelehnt der Müller und hörte, aus einer langen Pfeife dampfend, dem ge-

sprächigen alten Raben zu. Der war in Paris daheim wie in Rom und Belgrad. Konstantinopel, so behauptete er, sei ihm vertraut wie seine Westentasche.

„Bin herumgelaufen in der runden Welt wie das Pferd im Karussell. Hab das Leben um mich spielen sehen in tausend Farben und Gestalten. Und siehst Du, Mehlmag: bring ich's auf hundert Jahre und mehr: ich werd's nicht müd', dem kuriosen Wandel zuzusehen. Ach, was sie alles für Faren machen, die Menschen! Wie sie sich plagen und schinden und ihr Geld verjubeln!“



Markt.

Herankommenden gerichtet. Dann trat er einige Schritte vor und legte die Hand über die Augen, um sie vor der Sonne zu schützen: „Bist Du's, alter Rabe?“

„Freilich, Mehlmag, freilich!“ Er eilte seinem Begleiter voraus und brückte dem Müller die Hände: „Seele! Seele! Lebst Du noch?“

„Nu ja.“ Der Müller betrachtete ihn kritisch von oben bis unten. Dann lächelte er: „Das walzt wahrhaftig in der Welt herum bis zur Grube! Rabe, Rabe, hast Du mir nicht schon ein halb Duzend Mal versprochen —“

Er schlug ein drohnendes Lachen an und fuhr sich mit beiden Händen in das struppige Haar. „Hat's denn einen Sinn, das Ganze? Sag' mir: hat's einen Sinn?“

Der Müller nahm die Pseife aus dem Munde und lächelte: „Vielleicht nicht. Vielleicht doch. Für Dich nicht, der Du kein Wohin kennst und kein Haben willst. Für den nicht, der dem Ge- habe der anderen zusieht als ein Fremder und es nicht der Mühe für wert hält, einen Finger zu rühren, weil's ihm gleichgültig ist, ob er auf Stroh liegt oder auf Federn. Wir andern wollen einen warmen Sitz hinter dem Ofen, wenn's draußen schneit, und ein schattiges Plätzchen im Sommer; möchten uns die Schüsseln ausführen, aus denen wir speisen — und Lumpen auf dem Leibe genießen uns. Ein Klein wenig Achtung bei seinen Nachbarn will unsereins auch — und am Ende ist's ja auch die Achtung vor uns selber, die man sich behüten möchte.“

„Spricht er nicht wie ein Pfaff, Söhnchen? O, er versteht's! Hast mir schon damals einen schönen Vortrag gehalten, Mehlmax, da Du müde wurdest im Herumstreifen; als ich Dir antraug, mit mir zu wandern bis an der Welt Ende, — bis es uns eines Tages niederwürfe und wir nicht mehr aufstehen. — Ach, Freundchen, denk' ich an die Zeit, als wir Zwei zusammen waren! Das war ein Leben! Arm in Arm vom Morgen bis zum Abend! Gesungen und potuliert — jubelnd!“

Was kümmert uns das Morgen,
Wir leben ja noch heut,
Und uns're kleinen Sorgen,
Die tragen wir zu zweit.“

Hier fiel der Müller ein:

„Nagt euch um Geld und Gut und Weis,
Die ihr's nicht anders wißt. —
Der allerschönste Zeitvertreib
Ja doch das Wandern ist!“

Und der „alte Rabe“ erhob sich, schwenkte die Hand und wiederholte noch einmal mit schmetternder Stimme:

„Der allerschönste Zeitvertreib
Ja doch das Wandern ist!“

Er setzte sich, den Handrücken über die feuchten Augen führend: „Siehst Du, hast es nicht vergessen, Bruderherz! O, es war eine herrliche Zeit! Jetzt sing' ich nicht mehr. Bloß im Frühling, wenn's um mich zwitschert aus allen Zweigen, leg ich noch einmal los, ohne daß ich's will.“ Er bog sich über den Tisch und legte beide Hände auf des anderen Schulter: „Seele! Seele! Komm mit! Komm wieder mit, Mehlmax, daß wir singen können wie einst! Zweistimmig, weißt Du noch?“

„Und meine Mühle? Meine Arbeit?“

„Ach, laß es den Eseln, die Säcke zu tragen!“

Der Müller wurde ernst: „Schimpf mir die Arbeit nicht, Rabe!“ Er wies durch's Fenster hinauf zur Mühle, deren Flügel sich klappernd in gleichmäßigem Schwunge drehten: „Wenn die stille stehen überall, hast auch Du nichts zu essen!“ Und leise grollend: „'s sind so schon genug, die speisen, ohne zu mahlen. — Nein, alter Rabe. Ich bleib da sitzen. Denk' oft und gern an meine Wandertage, aber freu' mich auch, daß ich zu rechter Zeit damit abgeschnitten. Was der Bursch kann und soll, darf der Mann nicht. Und gar bei einem Graukopf wird's leicht lächerlich, will er den Zwanzigjährigen markieren. Sch' ich Dich an, alter Rabe, mich lockt's nicht!“

Der blickte nieder auf den Tisch. Dann kam es leise: „Du tränkst mich, Mehlmax.“

„Nein. Das wollt' ich nicht, Rabe. Du kannst nicht anders, das weiß ich. Liegt Dir im Blut, wie einem anderen das Sorgen um's tägliche Brot. Aber vielleicht ist's gut, wenn der junge Bursch da, Dein Begleiter, auf's Denken gebracht wird und sieht, daß die Sache auch ihre zwei Seiten hat. Unkraut schlägt leicht Wurzel in so jungem Boden. Und ich mein', es sind genug, die ihr Haar auf der Landstraße müssen grau werden lassen, weil sich ihnen zu rechter Zeit kein Haus

geöffnet hat. Aber man soll keinen blind machen, daß er mutwillig vorbeigeht an offenen Türen, soll niemanden lehren, die Arbeit zu verachten. Wie Du's auch drehst und wendest: unser Leben ruht auf ihr.“

„Es hat keine Sorge, Meister.“ Der Jüngere lachte. „Bin nicht aus Wachs gemacht, daß mich einer kneten könnte wie er möchte. Find' schon wieder zurück nach Haus und zum Mechten, führt mich auch wirklich einmal einer ein wenig seitab.“

„Wer will Dich seitab führen, Gelbschnabel?“ Der „alte Rabe“ schlug mit der Faust auf den Tisch. „Kannst Du in meinen Schädel blicken? Fühlst Dich wohl auch schon als großer Herr — und ich bin ein alter Lump, he?“

„Es sagt ja keiner,“ beruhigte der Müller.

„Ha, Du! Spielt Euch auf als ehrliche Leute! Just wie die anderen da draußen! Pah! Der Herr Müllermeister! Hockt hinterm Ofen und redet klug! Meinst, ich könnt' nicht auch im Fett sitzen wie Du? O, wenn ich bloß wollte!“

„Du willst aber nicht, Rabe. Und könntest auch nicht. Fehlt nicht mehr.“

„Nein! Ich will nicht! Weiß mir ein besseres Leben!“ Er griff mit Hast nach seinem zerbeulten Hut. „Lieber jeß ich Eichele, als mit den honetten Leuten an einem Tische!“ Er wandte sich erholt zur Tür.

Der Müller trat ihm in den Weg: „Mach keine Dummheit, Rabe. Regst Dich auf um nichts. Kein Mensch hier ist Dir nahe gekommen. Und müßtest mich wohl soweit kennen, daß ich meinem Gast nicht die Mahlzeit mit Bosheit pfeffre. Schreist — und schreist doch bloß gegen Dich selbst. Da ist etwas in Dir, das mahnt Dich um Dein Leben. Du magst es nicht hören. Deshalb brüllst Du wie ein Stier.“

Der Alte hatte den Kopf gesenkt. In ihm arbeitete es heftig: „Laß mich, Mehlmax.“ Er wollte vorbei zur Tür. Der Müller hielt ihn. Da irrten die Blicke hilflos am Boden umher: „Laß gut sein. Weiß nicht, was da wurmt in meiner Krone. Den ganzen Tag schon. Auf der Brust drückt's mich jetzt wieder, daß ich aufschreien möchte. Bange ist mir, und heulen könnt' ich wie ein geschlagenes Vöhr!“

„Krank bist Du. Bleib da, Rabe. Ich hab's Dir schon einmal angeboten. Vor zwei, drei Jahren, als Du zum letztenmal da warst. Ein wenig Holzklauben und die Pferde füttern — es wird Dich nicht umbringen. Gut sollst Du's haben, frei sein, eine Stube und ein Bett kriegen und mit mir am Tische essen.“

„Und mich herunterkuzen lassen von Dir, leb ich Dir nicht nach Wunsch.“

„Unsinn. Gibt's da noch ein Besinnen?“

„Nein. Ich besinn' mich erst gar nicht, Mehlmax. Nicht eine Sekunde. — Hier?“ Sein Blick streifte durch's Fenster. „Da ein Kartoffelfeld. Da ein Baum und da ein Baum. Da die Mühle. Und das klappert so Tag für Tag. Nichts weiter! Wie soll' ich's aushalten, sag'? Nein, es hat keinen Sinn, Du weißt's selber. Versucht' ich's, — in drei Tagen wär der Vogel schon auf und davon. Ich muß wandern, ob ich will oder nicht. Ich muß!“

„Uberschlaf's Dir. Bleib' bis morgen.“

„Nein. Ich hab's eilig. Vergangene Nacht hört ich schon die Wildgänse schrei'n. Da müßt ich längst im Süden spazieren. Aber es scheint, ich krieg' meine Tour nicht mehr wie früher herum. Weiß nicht, woran es liegt. Geh doch Tag um Tag. Aber es ist ein Unterschied. Mich hemmt etwas. Muß gar so oft niedersitzen und anruhn. — Komm, Söhnchen,“ er wandte sich zu dem Jüngeren, „die Sonne kriecht schon hinter den Mühlenberg. Drei Stunden Weg sind noch vor uns. Leb wohl, Mehlmax. Ich dank Dir. Du meinst es gut. Ich glaub, wir sehn uns nicht mehr.“

Sie gingen.

Der Müller stand vor der Tür und sah ihnen nach, bis sie kleiner und kleiner wurden auf der

gelben Landstraße und schließlich ganz verschwanden. Dann rückte er an seiner mehbestäubten Mütze, schüttelte den Kopf und ging mit schweren Schritten den Mühlenberg hinan.

(Fortsetzung folgt.)

An der Schwelle des Orients.

Von Ludwig Lassen.

Der Bosniate sagt, die Save bestehe die Grenze zwischen Europa und dem Orient. Er hat damit nicht Unrecht. Wer bei Doberslin die Militärbahn bestiegt und aus dem fruchtbaren kroatischen Hügel- lande in die waldbreichen bosnischen Berge hinein- fährt, der vertauscht zwei Welten, wie sie ver- schiedenartiger wohl kaum sonst wieder in Europa aneinandergrenzen. Die lehmfarbenen, träge fließenden Wasser der Ebene sind verschwun- den. Grün und hastig plätschern die Fluten von den Höhen. Dichter rücken die Bäume der Wälder aneinander. Das leuchtende Grün schiebt un- sehbarer Kulturfelder verblaßt. Je tiefer es in die Berge hineingeht, desto schmaler und lü- cker werden die Viehweiden. Nur in den sel- ten Tälern leuchtet noch eine üppige Fruchtbar- keit. Sonst liegt über dem ganzen Landschafts- bild eine herbe Kraft, eine ernste, feierliche Hoheit, wie sie nur ein jungfräulicher Boden besitzt, deren Schönheiten noch wenig bekannt, dessen Schatz noch nicht gehoben sind.

Alle Augenblick eine kleine Station mit halb- oder gar ganzstündigem Aufenthalt. Man muß sich in Geduld fassen. Mit echt orientalischer Gemächlichkeit zuckelt der Zug am Ufer des Neret- flusses — der auf eine stattliche Strecke hin die Grenze zwischen Kroatien und Bosnien bildet — entlang. Erst bei Bosnisch-Novi geht es in das eigentliche Herz des österreichisch-ungarischen Ok- cupationsgebietes hinein. Neben dem Schienenweg rauschen jetzt die Wasser der Sana, die uns bis Prijedor das Geleit geben. Dann übernimmt die Gomjenica die Begleitung. Der Schienenweg steigt merklich. Die Lokomotive kocht. Von Norden her grühen die nahezu tausend Meter hohen Erhebungen der Kozara-Planina, und am südlichen Horizont tauchen Riesenberg mit weißen Schneemützen auf. Wo sich aber ein Tal auftut: lichte Wiesenründe, fetter Viehweiden am Fuß grüner Bergwasser. Hier und da ein Kukuruz- feld, ein Krautgärtlein oder windschiefe braune Bretterbuden, in denen Mensch und Tier friedlich nebeneinander haufen.

Auf ein paar Kilometer postert der Zug an den hüpfenden Wellen des Nijeska-Baches entlang. Dann kommt ein großer, breiter Strom: der Drava. Wie im Takt rollen seine kräftig grün- lichen Wogen. Türkisch gekleidete Männer steuern mit langen Stangen mächtige Flöße: Hölzer aus den Urwäldern des Landes. Wir sind im Herzen Bosniens. Die Bahnfahrt ist beendet. Banjaluka, die größte Stadt des bosnischen Westens, ist erreicht.

Die Minarets von gut zwei Duzend Moscheen begrüßen in Banjaluka zum ersten Male den aus „Europa“ Kommenden. Ueber einem weißen Kuppelbau ragen die schlanken, oben spitz auflaufenden Säulen, die in etwa zweidrittel Höhe eine Galerie für den Muezzim tragen; der ruft von hier aus fünfmal am Tage mit sänger- der Stimme die Gläubigen zum Gebet. Diese Minarets sind die Wahrzeichen der bosnischen Städte. Ueberall im Lande, wohin ich kam, sah ich sie zuerst. Ihre spitzen Türme weben die Romantik des Orients hinein in die grünen Berge des bosnischen Landes.

Unhöhen rahmen im Süden halbkreisförmig die Stadt ein. Gegen Norden dehnt sich weit hin die Ebene. Deutsche Kolonisten — Schwaben, Tiroler, Hannoveraner — haben sich in ihr ange-

bedelt. Sie bauen Weizen, Mais, Tabak, Wein und treiben Viehzucht.

Banjaluka selbst dehnt sich, obwohl es nur etwa 15 000 Einwohner zählt, weit aus. Die Stadt gleicht einem großen Gartendorf. Aus dunklem, sattem Grün schauen alle diese weißen, leuchtenden Häuschen. Die Straßen sind breit, mit Bäumen bepflanzt. Die Plätze sind auf das ausgiebigste bemessen. Nur in den mohammedanischen Vierteln rücken die Häuser näher aneinander. Das Gassengewirr dieser Stadtteile scheint dem Fremden dem ausgedehnten Europäerviertel gegenüber zu verschwinden, und doch wohnt gerade hier mehr als die Hälfte der Stadt; Banjaluka zählt fast 9000 mohammedanische Einwohner.

Die Tage in Banjaluka boten zweierlei des Interessanten: „Viehmarkt“ und „Südslavisches Sängersfest“. Schon in Bosnisch-Nowi hatten sich die Bahnhöfe gefüllt. Aus Belgrad und Nisch in Serbien, aus Ugram in Kroatien, aus Esseg in Slavonien und aus vielen anderen Städten waren Gesangsvereine gekommen, deren Reiseziel Banjaluka war. Jeder Verein kam mit seiner Fahne. Auf den Stationen wurde gesungen. Mal dieser Verein, mal jener. Der Gesangsverein des jeweiligen Stationsortes hatte sich in der Bahnhofshalle aufgestellt und sang sein Begrüßungslied. Bekleidete Ehrenjungfrauen standen Spalier. Eine Lokalgröße hielt eine Ansprache. Das Lied einer der fahrenden Gesangsvereine ward Dank und Antwort. Dann ein Fahnenerschwenken und ein endloses „Zivio“-Rufen, wenn sich der Zug wieder langsam in Bewegung setzte. Auf jeder Station fast das gleiche Bild. Hier und da hielt auch ein Pope die Ansprache. Begrüßer und Begrüßte sangen und schmolzen, und die Bahnhofskimonadenverkäufer mit ihren großen löcherigen Krügen machten kein schlechtes Geschäft.

In Banjaluka hatte man sich zum Empfange von mehr als zweitausend Sängern gerüstet. Schulen und öffentliche Gebäude waren zu Logishäusern umgewandelt worden. Es hielt schwer, ein Nachtquartier zu bekommen. Die ganze Stadt war festlich geschmückt. Ein großer Teil der Bevölkerung hatte sich vor dem Bahnhof versammelt. Nur mit Mühe konnte man sich einen Weg zum Hotel „Bozna“ bahnen.

Der erwachende Morgen — der Morgen des ersten der drei Festtage — zeigte Banjaluka im Festschmuck. Blumen und Guirlanden an allen Häusern. Fähnchen und Flaggen quer über die Straßen. Feierlagstimmung auf allen Gesichtern. Unablässig rollten die Wagen und Wägelchen die breite Hauptstraße zur Stadt hinein. Maultiere, Esel und Pferde trabten im munteren Galopp, feinen, weißen Staub aufwirbelnd. Die Männer kamen geritten. Die Frauen saßen auf mächtigen Heubündeln, die mit bosnischen Teppichen überdeckt waren, in den leicht und eigentümlich lang gebauten, unseren Leiterwagen nicht unähnlichen, Gefährten. Nur im Moslemenviertel blieb es still. Den Bekennern des Islams blühte die schöne Blume der Volksfreude nicht.

Das bunteste Leben Banjalukas spielt sich in der Carsija, dem Bazarviertel, ab. Hier hämmern die Schuster, surren die Drehscheiben, pochen die Werkzeuge der Ziseleure, dröhnt das Stampfen der Kaffee-Mörserkeule. Hier liegen die Gewölbe der Kaufleute, die Tücher, Rühen, Ketten, Spannen, Stöcke, Waffen feilbieten; und von hier aus führen unzählige, schmale, schmutzige und ungepflasterte Gäßchen zum großen Marktplatz am Ufer des Brbas-Flusses.

Ein riesenmarktplatz. Obst- und Brotverkäufer halten seine Ränder besetzt. Kaffee- und Limonadenverkäufer durchqueren ihn mit singender Stimme. Die Viehhändler sehen nicht aufs Geld. Da sind im Handumdrehen ein paar Kreuzer verdient. Das wissen auch die Krüppel, die — oft wahre Mißgeburten — bettelnd Käufer und Verkäufer belästigen.

Für den ungeübten Fremden ist es nicht leicht, sich durch das Menschen- und Tiergewimmel dieses Marktplatzes hindurchzuwinden. Die Augen haben so viel zu sehen, daß sie nicht sonderlich darauf achten können, wohin der Fuß tritt, der sich nur schwer an die spitzen Steine, Löcher und Schlammplüthen des Bodens gewöhnen will.

Ringsum ein Grrunzen, Meckern, Schnattern, Krähen, Wiehern und die wenig harmonischen Schreie hungeriger Esel. Ein paar winzigkleine, rosige Ferkelchen unter den Armen zieht dort schmunzelnd einer ab. Hier feilscht ein anderer hartnäckig um den Preis eines stattlichen Maultiers. Dort wird ein Pferdehandel abgeschlossen. Ein Handschlag bekräftigt das Geschäft. Ein noch rauhaariges, goldbraun glänzendes Füllen ist in den Kauf der Stute mit eingeschlossen. Fröhlich wiehern folgt das kleine, schlankbeintige Tierchen der sich besorgt nach ihm umschauenden Mutter. Um ein ganzes Rudel Schafe wird an einer anderen Stelle gefeilscht. Einen Kasten voll tollender Truthühner hat ein junger Bauer erworben. An einer langen, dicken Stange trägt er auf der Schulter den Käfig heimwärts. Ein anderer befestigt die Geflügelkäfige am Holzsattel seines Pferdes: einen zur rechten, einen zur linken Seite. Einen weiten Bogen beschreiben ein paar Mohammedaner um einen Schweinehändler und seine unreinen, allen Bekennern Allahs vom Koran streng verbotenen Tiere. Im Schatten seines Esels schläft ein Treiber. Er hat sein müdes Haupt auf dem Hinterteil des Grauschimmels gebettet. Die Schwanzschläge, mit denen das geduldige Tier sich die lästigen Fliegen vertreibt, sind nicht instande, den Schläfer zu wecken.

Von der hölzernen Brbasbrücke aus, die vom Marktplatz in das Kasernenviertel Banjalukas hinüberleitet, überschaut man noch einmal das ganze, bunte Bild. Schon steigt die Sonne höher. Die Reihen der Käufer und Verkäufer lichten sich bereits stark. Nur in den Gartüchen und in den Kaffeehäusern erleidet der Andrang keine Veränderung, bis die Gläubigen die Stimme des Muezzins vom Minaret der großen Moschee zum Gebet ruft.

*

Die Brbasstraße ist eine der großartigsten Kunststraßen Europas. Sie führt von Banjaluka nach der alten bosnischen Königsstadt Jajce. Zweimal des Tages befährt die bosnisch-herzegowinische Diligence diese 73 Kilometer lange Strecke.

Punkt zwölf Uhr mittags rumpelt die Postkutsche vom Bahnhof in Banjaluka los. Erst noch ein Stück durch die Stadt. Durch das mohammedanische Viertel, dem sich zahlreiche Vororte — Gartendörfer — anreihen. Eine gute Stunde lang mitten durch reich bebauten Land, das die Wasser des Brbas tränken. Dann geht es auf das andere Flußufer. Eine eiserne Brücke führt hinüber. Zusehends verschwindet die Ebene. Immer dichter treten die Berge zusammen, immer ragender wachsen sie in die Höhe. Bald bildet der Brbas nur eine schmale Wasserrinne zwischen mächtigen Felsblöcken. Hart am Rande des Flusses, ohne merkliche Steigung, zieht sich die Straße hin.

Und die Berge wachsen. Ihr Tuffstein bildet oft mächtige Höhlen, die dem in Bosnien noch häufig vorkommenden Bär zum Aufenthalt dienen. Nur selten gewährt ein Seitental einen Ausblick aus diesem Felsenlabyrinth. Die Zifovac-Planina und die Cemernica-Planina erheben sich zu Höhen von über 1800 Metern. Rahl und grau starren die Felsen. Die Straße hat den Brbas tief unten liegen lassen. Da schäumen seine Wellen. Da sehen sie weiße Schaumkronen auf. Kochend wirft der Fluß seinen Gischt gegen die ihn einengenden Felsen. Zischend und brodelnd steigt er über mächtige Steinblöcke, indessen blaue Glockenblumen und gelb-weißer Lerchensporn den grünen Sammet der Straßenböschungen überwuchern.

Am Straßenrand singt ein Bergquell. Eine Steinmulde sammelt das kühle, klare Wasser. Der Postkoffon läßt die Pferde verschmausen. Die Fahrgäste sind ausgestiegen. Das Quellwasser mundet ihnen besser als Wein. Nach den Menschen stillen die Tiere ihren Durst. Dann geht es weiter.

Ein gut Stück noch immer die schmale Felschlucht. Jetzt treten die Berge zurück. Das Tal weitet sich. Ein Stück Ebene im Felsentessel. Wiesengründe und Maisfelder. Krupa und Aginofelo heißen die Hüttentempel, deren fleißige Bewohner einen üppigen Fruchtgarten inmitten dieser Felsenwildnis hervorgezaubert haben.

Etwa eine Stunde lang rollen wir durch diese Dase. Dann rücken die Berge wieder näher aneinander. Zusehends verengt sich das Tal, an dessen Eingang hoch oben auf dem Felsen die Ruine Krupa und eine altchristliche Basilika sichtbar werden. Vom Norden kommend, fahren wir in weitem Bogen um den Felsen herum, der auf seinem Gipfel die Trümmer der genannten Bauwerke trägt.

In Vocac ist Pferdewechsel. Die Hälfte der Fahrt ist zurückgelegt. Eine Ruhepause von einer kleinen Stunde tut den im Postkasten fast abgestorbenen Gliedern gut.

Inmitten herrlicher Nussaine ist das Dorf Vocac gelegen. Am Ufer des Brbas ziehen sich die Hüften entlang. Silberlinden klettern die Hänge der Berge hinan. Hopfenbüschel spenden kühlen Schatten und wilder Wein umklettert die gefleckten Stämme mächtiger Platanen.

Das Vocacer Wirtshaus hatte gerade kurz vor unserem Eintreffen ein mohammedanischer Hochzeitszug verlassen. Dem Sohne eines Begs (Großgrundbesitzer) im Travniker Gebiet wurde die siebzehnjährige Tochter eines Begs aus Banjaluka als Gattin zugeführt. Der junge Gatte hatte seine Zukünftige noch nicht gesehen; wie es bei Mohammedanern Sitte, hatten die Eltern die Ehe vermittelt. Jetzt klagte der Vocacer Wirt über den Trubel, den die Hochzeitsgesellschaft bei ihm gemacht. Die Frauen mußten in ein besonderes, von keinem Manne zu betretendes Gemach gesperrt werden. Nur die Wirtin durfte sie bedienen. Die Männer machten viel Lärm, viel Arbeit und nur eine kleine Zecher. Brot, Kaffee und Zitronenwasser waren die Delikatessen, die der Wirt auftragen durfte. Von einem Ungläubigen zubereitete Fleischspeisen zu genießen, ist den Bekennern Mohammeds ebenso streng verboten, wie der Genuß von Wein, Bier oder Alkohol. Und den bosnischen Moslems rühmt man einen sehr ausgeprägten Fanatismus nach.

Mit frischen Pferden ging es auf der Brbasstraße weiter. Das gewaltige Felsmassiv der Zifovac-Gruppe schaute auf Augenblicke von Barakar-Bakuf herüber. Dann schlossen sich die zerklüfteten Gesteinsmassen gleich unübersteigbaren Gefängnismauern zu beiden Seiten der Straße. Immer näher rollen wir den weißen Felsen, den „Bijele Stijene“, entgegen. In grotesken Formen türmen sich die Gesteinsmassen aufeinander. Schmäler und schmaler wird die Straße. Eng klammert sie sich an den Flußlauf, setzt ein paarmal auf kühn geschwungenen Brücken über das smaragdgrüne, schäumende Wildwasser. Steile, senkrecht aufsteigende Felswände zur rechten, in abgründiger Tiefe die schmale Rinne des Flusses: einem Saumpfade gleich zieht sich der Weg dahin. Doch die Felsen rücken noch näher an das Brbasbett heran und zwingen die Straße sich in zwei langen Tunnels einen Weg mitten durch das Gestein zu bahnen.

Kein Laut durchdringt diese Felseneinsamkeit. Nur das Rollen der Räder, das taktmäßige Aufschlagen der Pferdehufe . . . Hoch oben über den Höhen schweben Adler. Mit ihren mächtigen Schwingen scheinen sie in der klaren Luft zu schwimmen. Ihre dunklen Körper zeichnen sich scharf gegen das graue Gestein und den blauen Himmel. In unserem Wagen ist es ganz still geworden. Nur die Augen leuchten einem jeden.

In der großartigen Wildheit dieser Natur schrumpft das stolze Selbstbewußtsein eines jeden Menschleins zusammen . . .

Bei dem uralten Franziskanerkirchlein Podmiljaca weitet sich endlich wieder das Tal. Die graue Kahlheit der Felsen verschwindet. Nadelbäume bedecken die Hänge. Dann kommen Viehweiden, Wiesen, Ackerfelder. Von steiler Höhe grüßt die alte bosnische Königsburg. Häuser gruppieren sich um den Bergkegel. Ein Kranz von Dörfern umgürtet die alte Stadtmauer. Dann fahren wir in ein finsternes Tor in Zajce ein.

Am Zusammenfluß der Pliva mit dem Brbas ist Zajce erbaut. Das Alter der ehemaligen bosnischen Königsstadt ist bisher nicht erforscht worden. Die ältesten aus Zajce datierten Dokumente stammen aus dem Jahre 1411. Noch stehen auf der Höhe, an deren Hängen sich die Stadt aufbaut, die breiten Mauern des alten Konaks, in dem vor einem halben Jahrtausend selbständige bosnische Könige residierten. Dann zog der Banus der Ungarkönige in das Felsenneß ein. Den Ungarn folgten die Türken, die die alte Königsstadt bis zu den Tagen der Okkupation Bosniens durch Oesterreich-Ungarn in Besitz hielten.

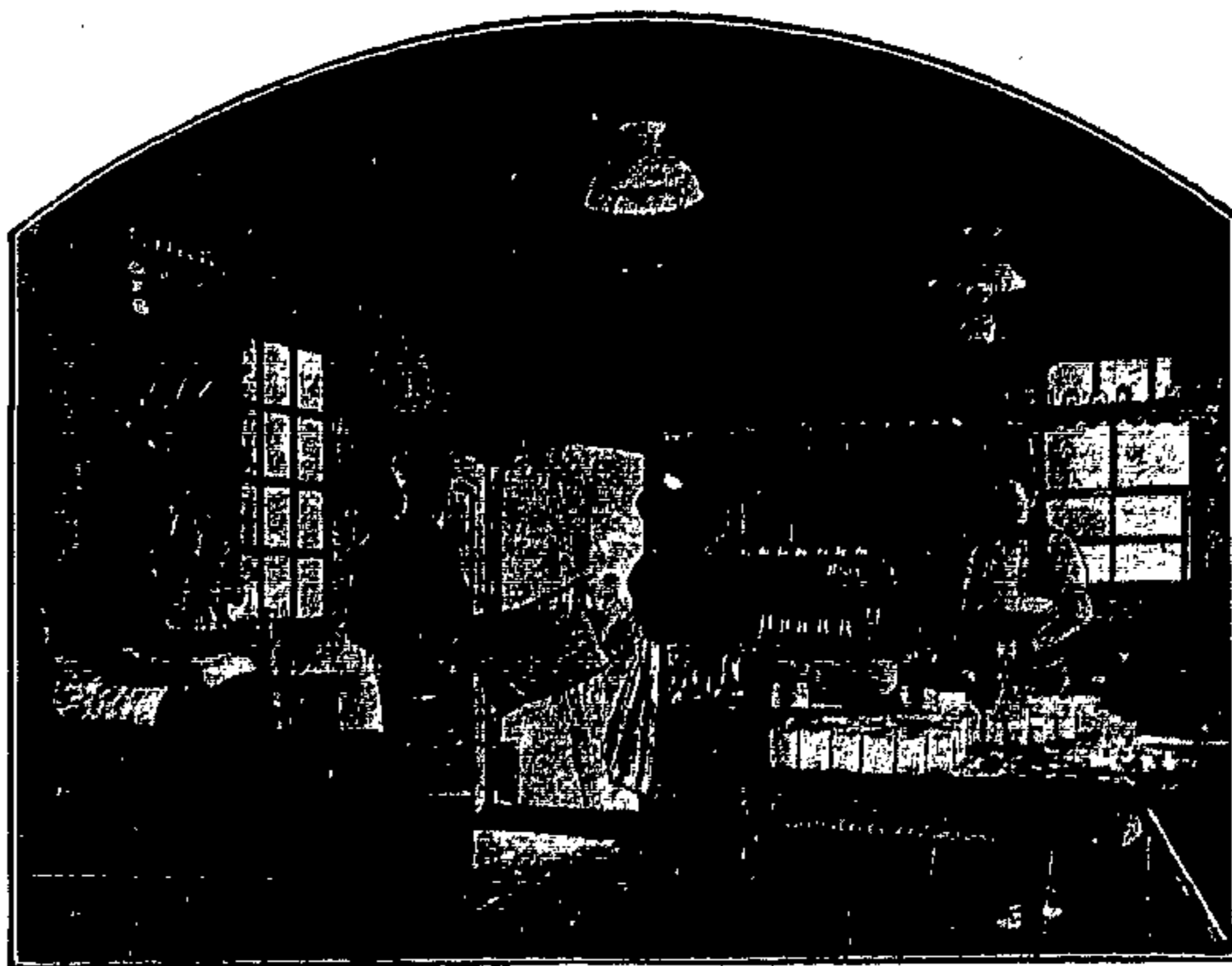
Abschliffigere Gassen bin ich nie geklettert als in Zajce. Nur die Straßen, die sich eng an der Stadtmauer entlang ziehen, sind einigermaßen eben. In ihnen befinden sich die Bazare. Zwischen den Verkaufsstätten: Garflickchen und Kaffeehäuser. Muhammedaner bewohnen in überwiegender Anzahl die fünftausend Einwohner zählende Stadt. Ihre weißgetünchten Häuser schieben sich die Höhen hinan bis dicht in die Nähe der Konak-Ruinen.

Vor den Toren Zajces steigt Tag und Nacht eine weiße Wolke aus dem Flußtal auf. Ein nimmermüdes Rauschen klingt von dort her. Die weiße Wolke ist ein feiner Sprühregen. Und das Rauschen ist das Lied, das die Pliva singt, wenn sie im mächtigen Falle ihre Wasser mit denen des Brbas vereinigt. In einer Höhe von mehr als dreißig Metern stürzt die Pliva in etwa zehn Armen in den Brbas hinunter. Zahllose Felsblöcke halten den Lauf des mehr als zwanzig Meter breiten Wasserfalles auf. Weißer Gischt hüllt diese braunen Felszacken in ein Geriesel blinkender Spitzen. Tauperlen, diamantglänzende Wassertropfen umstäuben das nackte Gestein. Brausend, zischend, schäumend, donnernd wuchtet das Wasser zum Spiegel des Brbas hinunter, umspült den Fluß in seinen tiefsten Tiefsen und zerreibt seine Farben von einem kreidigen Grün bis hinauf zu dem gesättigten, ruhigen Glanze schimmernder Smaragde . . .

Ist man zum Brbas hinuntergestiegen, so steigt der Wasserfall, ein weißer Wassersehler, senkrecht vor einem auf. In tiefer Felschlucht gurgeln die Wogen des Brbas. Aber ihre Stimmen überschreit der wilde Sang der aus der Höhe herabstürzenden Pliva.

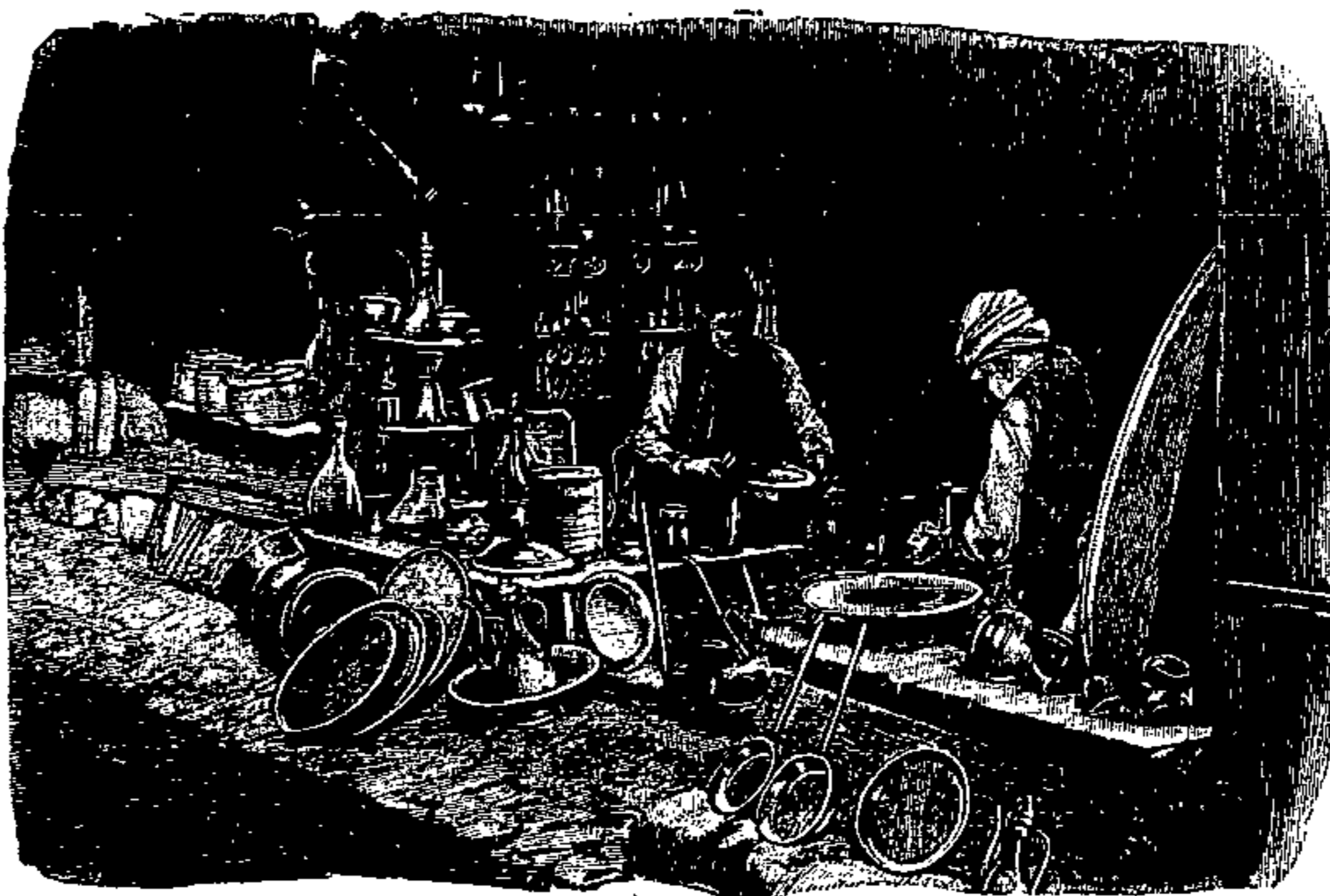
Die erhabene Schönheit des Falles hat nicht vermocht, die Hand des Menschen von dem wilden Katarakt fern zu halten. In seiner Mitte hat man primitive, türkische Mühlen erbaut. Ihre Konstruktion ist eine höchst einfache. Holzturbinen setzen die Mahlsteine in Bewegung. Der Kasten, in dem sich die Mahlsteine befinden, wird morgens mit Korn gefüllt. Bis zum Abend ist es zerrieben. Dann werden die Kästen geleert. Auch eine

Teppichreinigungsanstalt hat ihr Stablisement an einer Stelle des Falles errichtet. Das „Stablisement“ besteht aus einer Bretterbude. Die Reinigungsborrichtung bildet ein durchlöcherter Holztafeln, der mit einem starken Strick an einem Holzpfosten befestigt ist. In diesen Kästen werden die Teppiche getan. Dann wird der „Apparat“ in das herniedererschäumende Wasser des Falles gebracht und dort solange herumgewirbelt, bis die Teppiche „gereinigt“ sind. — Einfache Arbeit!



Kaffeehaus.

Am Ufer der Pliva entlang führt der Weg nach Jezero. Es geht wieder in die Berge hinein. In weißschäumenden Rastabden kommt die Pliva die Höhen heruntergestürzt. Auf halber Höhe aber beruhigt sich ihr Lauf. Weit treten ihre Ufer auseinander. Einem Bergsee gleich, mit kaum merklichem Gefälle, liegt das Wasser da. Steil aufsteigende Felswände umstarren seine Ufer. Reihher und Wildenten tummeln sich an den Wasserwänden, und Raubgebögel kreist über den Gipfeln.



Kupferschmied.

Sechs Kilometer lang dehnt sich diese Seengestalt des Flusses, dessen dunkelgrüne Flut und dessen bewaldete Uferhöhen lebhaft an die Bergseen Tirols erinnern.

Am Ende dieser Seeausbuchtung liegt das rein mohammedanische Dorf Jezero. Die österreichische Regierung hat hier ein Touristenhaus errichtet, in dem es für wenig Geld ein gutes Nachtquartier und vorzügliche Forellen gibt. Die Hälfte des Rückwegs nach Zajce kann man ganz bequem in einem Einbaum (ausgehöhlter Baumstamm) auf der Pliva zurücklegen. — In Zajce ist heute gerade Markttag. Ein ähnliches Bild

wie in Banjaluka. Nur sind hier die Trachten bunter. Das Volksleben tritt mehr in den Vordergrund. Zigeunerfrauen mit über die Brust fallenden, ineinandergeflochtenen Zöpfen tragen schwere Lasten auf dem Kopf. Serbisch gekleidete Weiber mit weißem, hemdartigem Gewand und schwarzem Kopftuch drängen sich durch die Menge. Spaniolinnen mit münzenberzierten Stirnreihen handeln um ein buntes Tuch mit einer bosnischen Frau, auf deren Nieder feine Silberfiligranarbeiten klirren. Eine über und über mit Silbermünzen bestickte Kappe trägt eine junge Blondine mit prächtigen Zöpfen. Eine andere hat die Münzen panzerartig auf dem Nieder aneinandergereiht. Die roten Hemden mit den roten Stickereien leuchten. Die Röcke sind fußfrei oder nach Hosenart am unteren Saum zwischen den Beinen zusammengenäht. Eine stolze, vornehme Haltung, ein leichter, elastischer Gang ist allen eigen.

Den Männern blüht das lange, bosnische Messer im Gürtel. Der rote Turban um den schwarzbequasteten Fez ist eine Kopfbedeckung. Die blaue türkische Pluderhose läßt die kräftigen Waden frei. Die kurze, ärmellose Weste steht offen. Im Mundwinkel hängt das Pfeifen mit dem Weichselholzrohr und dem türkischen Pfeifentopf aus rotem Ton.

Handel und Wandel gehen bedächtig vor sich. Nirgends eine Spur von Erregung. Nur wenn einer den guten

Freund ordentlich über's Ohr gehauen, dann kräuselt ein wohlgefälliges Schmunzeln seine Lippen.

Erst in vorgerückter Nachmittagsstunde verlaufen sich die Marktbesucher. Der Muezzim ruft jetzt die Gläubigen zum Nachmittagsgottesdienst. Sie folgen seiner Aufforderung. Vor dem Eintritt in das Gotteshaus nehmen sie an dem geweihten Brunnen die vorgeschriebenen Waschungen vor und entledigen sich ihrer Schuhe. Lange wähet dieser fünfmal am Tage sich wiederholende Gottesdienst nicht. Kaum zehn Minuten. Dann geht er in das Kaffeehaus, wo man für zwei Kreuzer eine Schale des „echten türkischen“ zu sich nehmen kann.

Diese Kaffeehäuser sind kalte, nüchterne Räume. Bänke, auf denen der Moslem mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann, ziehen sich an drei Wänden entlang. Der Kaffee wird in kleinen, hantelosen Schalen gereicht. Er wird geschluckt, und zwar so, daß der Saft auf dem Grunde der Schale liegen bleibt. Feinschmecker genießen auch den pulverisierten Kaffeesatz. Die Kaffeehäuser, die von den Besserstuierten aufgesucht werden, zeichnen sich nur durch oft recht wertvolle Teppiche aus, die den Fußboden und die Bänke bedecken.

Eine Reihe steiler, winklicher Gassen hinauf führt der Weg zum Konak und zu den Katakomben.

Türkenhäuser, die keine Bauflucht einhalten, flankieren den Weg. Halbverfallene Hütten. Meist nach der Giebelseite ein paar vergitterte Fenster. Haremsfenster. Nur die Häuser der wenigen Wohlhabenden schauen vornehm aus. An ihnen merkt man den Einfluß europäischer Architektur. Die Haremsfenster sind nicht vergittert. Ihre mit Gelatinepapier verklebten Scheiben wehren jedoch dem Blick neugieriger Fremden. In den Reihen geht es den Berg hinauf. Durch eine wallartige Mauer treten wir in das Bereich des ehemaligen Konaks ein. Nur die Umfassungsmauern stehen noch. Sie messen in der Breite 22 bis 25 Meter.

leppig wächst das Gras auf den Mauerkrümmern. Weit schweift von hier der Blick. In Terrassen baut sich die Stadt um die Burg auf. Höhen umkränzen die Fernen. Ein grünes Band zieht sich der Urvas durchs Gelände. Breit dehnt sich das Tal der Pliva. Friedhöfe füllen die Ebene jenseits des Flusses mit ihren regellos hingestreuten Steinen. In blauen Nebeln verschwinden die bewaldeten Kluppen des Hum, auf denen der Sage nach der letzte bosnische König seine Ruhestätte gefunden. Es ist ganz still hier oben über der träumenden Stadt. Die zur Mitternacht gehende Sonne hüllt die schlanken Türme der Minarets in einen milden Goldglanz. Ein blauer Herdrauch steigt aus den Hütten auf, der im leichten Gewölbe sich kauselnd aufwärts windet...

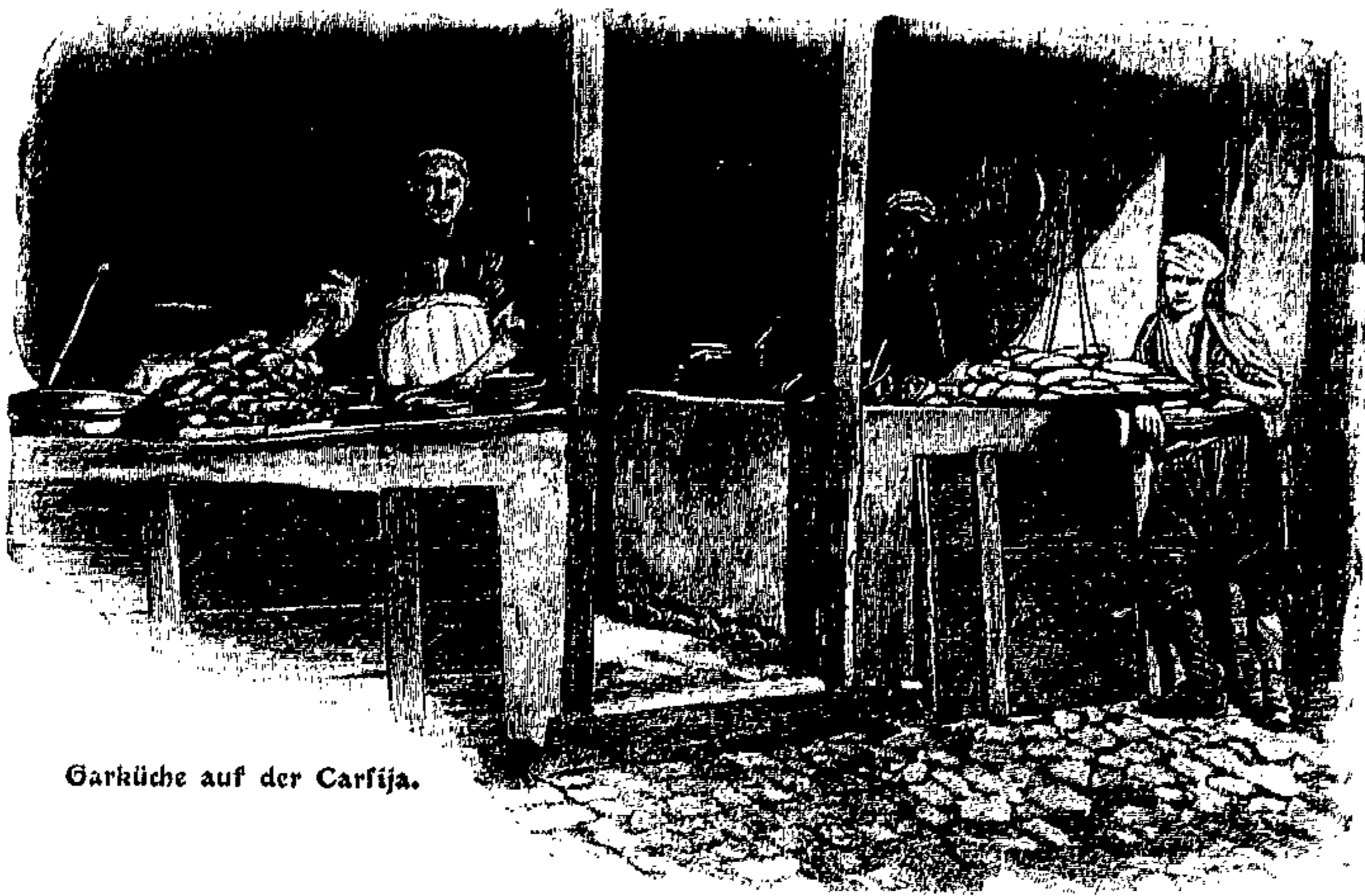
Unterhalb des Romas ein Stück Mittelalter: die Katakomben.

Ein unterirdisches christliches Gotteshaus aus der Zeit der Türkenherrschaft. Durch einen kellerhalsartigen Vorkbau steigen wir etwa zwanzig Stufen in die Tiefe hinab. Der Führer hat die Kienfackeln in Brand gesetzt. Ihr flackernder Schein läßt die Kreuzgänge der in den Fels gehauenen Kirche noch geheimnisvoller erscheinen. Das schwarze Gestein der Wände ist feucht, von unterirdischen Wassern überrieselt. Ein Modergeruch erfüllt den Raum. Jeder Schritt rollt dumpf über den harten Felsboden. Sarkophage, riesige Steinkästen, füllen die Seitenwände. Aus dem Fels herausgemeißelt steht noch heute der Altar. In den Fels hineingemeißelt ist noch heute das Halbrund des Weichwasserbeckens zu sehen. Nur das Kreuz, das Symbol des Christentums, haben die Türken durch den Halbmond ersetzt. Unwillkürlich dämpft sich hier der menschliche Laut zum Flüstern. Es ist, als schnürte einem ein finsterner Geist die Kehle zu. Erleichtert atmet man auf, wenn man diese finstere Stätte unzähliger Verfolgungen verlassen und wieder das Licht des Tages schauen kann.

Langsam schlendern wir die steilen Wege zur Stadt hinunter. Die Sonne ist hinter den westlichen Bergen verschwunden. Die Schatten des Abends kriechen in die engen Gassen. Vermummte Frauengestalten huschen über den Weg. Kinder hocken auf den Brunnenrändern und singen einstönige Lieder. Die Kaufleute haben ihre Magazine geschlossen. Auf dem Marktplatz schnuppern ein paar herrenlose Hunde nach genießbaren Abfällen. Aus einem Kaffeehause hallt das monotone Gezirp einer Gusla, mit dem ein bos-

nischer Straßensänger seine endlosen Heldengesänge begleitet.

Keine Straßenlaterne erhellt das geheimnisvolle Dunkel der Gassen. Auf gut Glück suchen wir den Weg nach unserem Gasthaus. Es ist Nacht geworden. Der Mond steht am Himmel. Sein weißes Licht zeichnet scharf die Konturen des Königsschlusses hoch oben auf der Felsenhöhe gegen



Garküche auf der Carsija.

den sternbesäten Himmel. Terrassenförmig gruppieren sich die Lichter in den Fenstern der vielen kleinen Häuschen um den Felsen. Mondlicht liegt auf den Dächern. Mondlicht glitzert in den engen, lauschigen Gassen der müden Stadt. Weiß und starr ragen die Minarets der sieben Moscheen. Die Pliva-Fälle singen in der Ferne. Die Brunnen vor den Bethäusern plätschern. Da tritt der

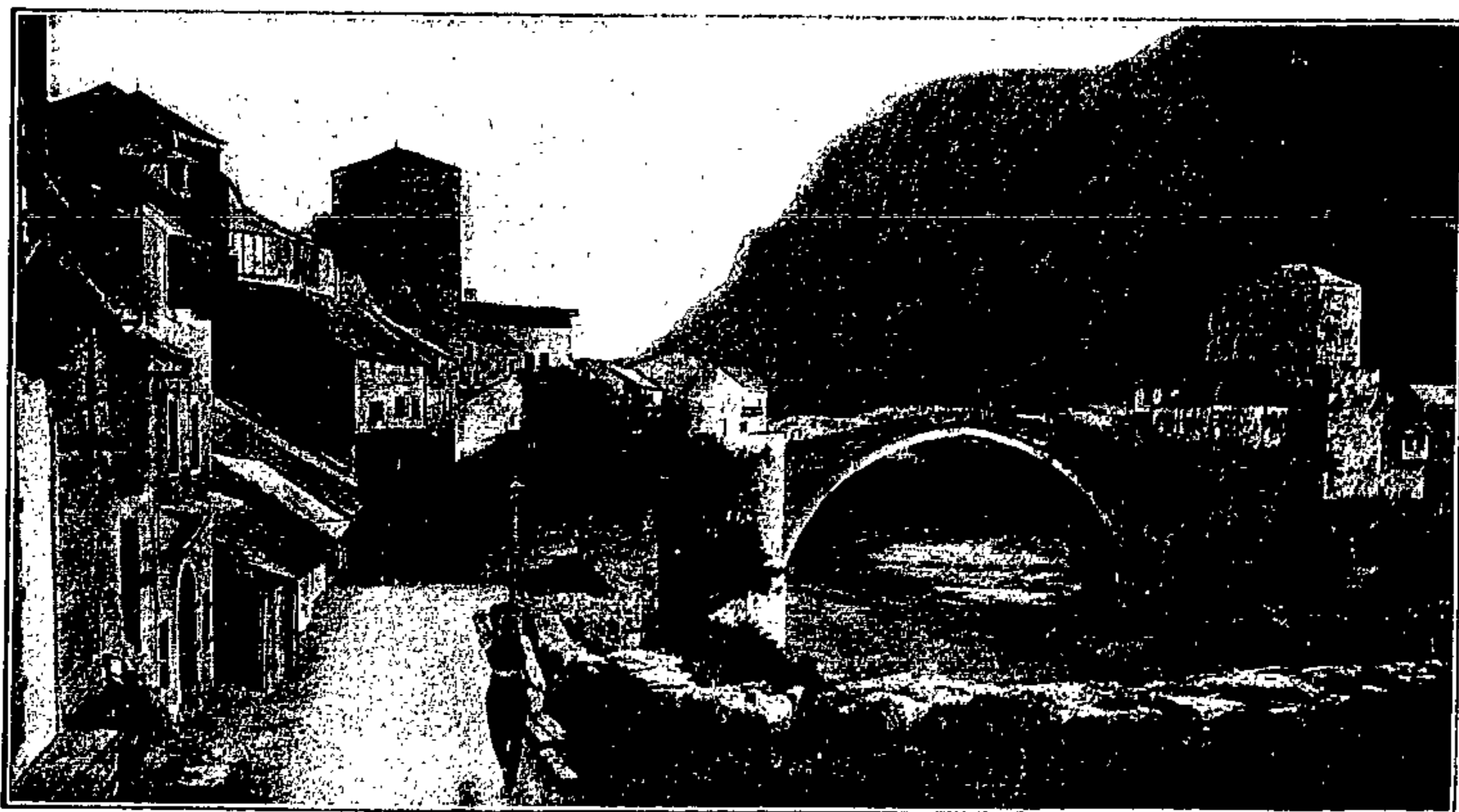
Eine Bergfahrt im Herzen Bosniens. Die Steigungen, die die Lokomotive zu bewältigen hat, lassen die Langsamkeit vergessen, mit der sie der „Geschwindigkeit des Dampfes“ gerecht wird. Bald tritt die Bahnstange zwischen die Schienen. Zu der Bahnradlokomotive an der Spitze des Zuges gesellt sich eine gleiche an seinem Ende. Von Donji-Batuf bis Travnik müssen die größten

Terrainschwierigkeiten überwunden werden. tief unten im Tal zieht sich die Straße, indes der Zug über die Höhen klettert. Das Hochgebirgspanorama schiebt immer neue, immer großartigere Kulissen in die Szenerie. Im Süden türmt der Komar sein Felsmassiv auf. Im Norden blinken die Höhen der Blasic-Planina, an deren Fuße Travnik liegt.

Der Ort, in dem früher die bosnischen Bezirke residierten, ist heute ein totes Landstädtchen, das nur durch die allmählich aufblühende Industrie einigermaßen wieder lebendig werden könnte. Schon rauchen ein paar Schloten am Weichbilde der Stadt. Eine staat-

liche Tabakfabrik sorgt, wenn auch langsam, so doch sicher, für ein modernes Industrieproletariat. Eine Handelsschule und eine Hochschule für mohamedanische Studierende möchten die Stadt zum geistigen Zentrum des nordwestlichen Bosniens emporblühen lassen. Noch aber merkt man wenig von alledem. Der Glanz, der um die Minarets Travniks zur Türkenzeit leuchtete, ist erloschen.

Im Tale der grünen Lazva gleitet der Zug dahin. Der Gebirgscharakter bleibt. Bei der Station Lazva kommen wir auf den Hauptschienenweg des Landes, der Bosnien von Norden nach Süden durchkreuzt. Die Bosna entlang führt uns der Zug. Erst nach Osten, dann nach Süden, dann nach Südosten. Zur Linken die Hochebene mit reich bebauten Tabak- und Reisfeldern. Zur Rechten wachsen die Berge, je weiter wir nach Süden fahren. Mit einemmal plattet sich das Land ab. Einem Tisch gleich liegt eine weite



Die Narenta-Brücke in Mostar.

Muezzim auf die Galerie. Das weiße Gewand und der weiße Turban leuchten. Mondlicht umglänzt silbern die hohe, sehnige Gestalt. Er hebt die Hände zum Gebet. Mit näselndem Singsang ruft er über den Dächern der Stadt allen Gläubigen zu: „Gott ist groß. Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt, außer Allah. Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist. Kommt zum Nachtgebet! Kommet zum Heil! Gott ist groß! Es gibt keinen Gott außer Allah!“

Ebene vor uns. Riesenbergel säumen sie nach allen Himmelsrichtungen ein. Jedes Stückchen ist bebaut, jedes Fleckchen ist ausgenutzt. Ueberall ist man in der Ernte. Menschen mühen sich in der Gluthitze dieses weiten Felsentessels, den die Bosna in breiten Windungen durchquert.

Wir sind im Sarajewo Polje, der großen Ebene, an deren südöstlichem Ende die bosnische Hauptstadt liegt. Und schon steigt sie am Horizont auf. Die Kasernen und Militärbaracken bauen sich gleich Vorstädten um die Stadt auf. Die

Höhen, die gen Süden die Ebene abschließen, sind von Forts und Festungen getront. Aus dem Häusergewirr erheben sich stolz die spitzen Türme zahlreicher Moscheen. Langsam fährt der Zug in die großstädtische Bahnhofshalle ein, die ein gänzlich europäisches Getriebe zeigt.

Eine Märchenstadt aus „Tausend und eine Nacht“ ist Sarajewo. Das Duzend europäisch erbauter Regierungsgebäude und die paar „modernen“ Straßenzüge am Ufer der Miljacka verschwinden gegenüber dem Gassengewirr, das in morgenländischer Regellosigkeit die Hänge der Berge bedeckt. Jede Handvoll Häuser scheint hier ihre eigene Moschee zu haben. Die Großstadt — Sarajewo zählt rund 50 000 Einwohner — gestaltet das Volksleben lebhafter, reichhaltiger, vielseitiger als in anderen Städten Bosniens. Alles ist türkisch gekleidet. Fez, Turban und blaue Pluderhose. Vermummt, mit gesenktem Haupt schlurfen in schwerfälliger Kleidung Muhammedanerinnen durch die Gassen. Ueberall an den kleinen, weißgetünchten Häuschen vergitterte Haremsfenster. Und alle Dülfe des Orients wehen in diesen schmalen Gassen mit ihrem halbscherischen Pflaster. Und alle Blüten des Orients lachen über diesen braunen, bräunlichen Hofmauern: rolleuchtende Oleander, graugrüne Agaven, das dunkle Blattgrün des Feigbaums, und das stumpfe Blaurot reisender Frauen aus lichtgrünem Weingerant.

Im Europäerviertel kann man alles haben, was irgend eine Großstadt des Westens bietet. Da sind elegante Verkaufsmagazine, vornehme Gasthäuser, komfortable Restaurationen und Kaffeehäuser. Aber das sind nur drei, vier Straßenzüge. Hart an diesen Stadtteil stößt die Carsija, der große Bazarplatz Sarajewos, dessen halbes Hundert schmaler Gassen vom Ruf der Maisbrotverkäufer, der Süßigkeitshändler und der Kaffeewische wiederhallt. Da ist eine Gasse, in der nur Fleisch verkauft wird. Ziegenlammern und Hammelviertel hängen an langen Stangen, wie bei uns die Würste, nebeneinander. Die Obstverkäufer haben eine andere Gasse inne. Knoblauch und Zwiebel sind die gangbarsten Waren. Aber auch Melonen, Marillen, Pfirsiche, Kirschen, Feigen, Datteln, Mandeln, Pflaumen, Birnen finden ihre Käufer. Dort liegen Bohnen zu großen, grünen Bergen aufgestapelt. Junge, in Salzwasser abgekochte Maiskolben sind gesuchte Lederbissen. Das leuchtende Rot der Tomaten glüht aus dem frischen Grün junger Salate. Und die bläulichrote enthülte türkische Bohne füllt ganze Säcke am Eingang der Verkaufsbuden.

In der Gasse der Kupferschmiede hämmert es den ganzen Tag. Die langgestielten Kaffeekännchen sind am begehrtesten. Aber auch die kupfernen, meist reich verzierten Kaffeeschalenhalter finden ihre Abnehmer. Prachtvolle Kunstarbeit stellen die ziselierten Teller und Tablettis aus Bronze oder Kupfer dar. Ein reiner, unvertäuschter Stil in jedem Stück: eine reiche Ornamentik, die sich von allem figürlichen fernhält und in der vornehmen Linienführung hervorragendes leistet. Das gleiche läßt sich von denjenigen Gegenständen sagen, die in der Gasse der Silberfiligranhändler ausliegen. Ebenso besleißigen sich die Gold- und Silberschmiede einer strengen Stilreinheit in ihren Arbeiten. Die Gassen der Schuhmacher, Sattler und Lederarbeiter zeigen den orientalischen Handwerksbetrieb in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Das Gewölbe ist gewöhnlich durch eine Bretterlage in zwei Teile — eine obere und eine untere — geteilt. Der obere Teil bildet den Verkaufsladen. Hier hocht der biedere Mosklim inmitten ganzer Berge von Schuhen, Spannen, Säuteln, Peitschen. Mit gekreuzten Beinen sitzt er da, schlürft seine „Schale Türkisch“ und saugt blauen Rauch aus dem langen Rohre seiner gurgelnden Wasserpfeife. Er animiert niemanden zum Kaufen. Er würdigt dich kaum eines Blickes, wenn du seine Waren prüfend durcheinanderwirffst. Gefällt dir etwas und fragst

du den Ladeninhaber nach dem Preise, so nennt er dir ihn. Ein Handeln gibt es nicht. Wenigstens läßt er sich mit einem Ungläubigen in kein Handeln und Feilschen ein. Hast du versucht, etwas vom Preise herunterzudrücken und bietest ihm, nachdem du gesehen, daß er nichts ablassen will, den geforderten Preis, so erhältst du gewöhnlich die Antwort: „Ich verkaufe dir überhaupt nichts!“

Thront der Händler in seiner orientalischen Ruhe im „oberen Stockwerk“ seines Ladens, so arbeiten im „unteren“, das kaum eineinhalb Meter hoch ist, die Gesellen. Da ziehen sie das angefeuchtete Leder, da hämmern sie, löchern sie, fertigen sie Riemen und Rosetten an, heften sie den Metallschmuck auf die Lederstücke. Hier raucht keiner, hier gönnt sich keiner den Genuß eines Kaffees, hier wird gearbeitet — für den, der da oben Allah einen guten Mann sein läßt. . . .

Prachtvolle orientalische Webstoffe und Stidereien lassen das Auge des Fremden aus dem Bewundern gar nicht herauskommen. Die Tuchverkäufer (meistens Spaniolen) haben ihre Standorte im Bestan, einem alten Gewölbe aus der Türkenzeit, aufgeschlagen. Der hallenartige Bau wird nach zwei Richtungen hin von Gängen durchschnitten, die sich etwa in der Mitte kreuzen. Hier ist es immer kühl und schattig. Die Muhammedanerinnen besorgen im Bestan mit Vorliebe ihre Einkäufe. Man hat hier öfter als in den anderen Verkaufsgassen des Bazarviertels Gelegenheit, ihre vermummt, durch unvortheilhafte Kleidung äußerst plump ausschauenden Gestalten zu betrachten.

Wir lassen die Gassen der Carsija hinter uns und steigen die Logavinastraße hinauf zur Sinan Tekija, dem Kloster der heulenden Derwische, die an jedem Donnerstagabend ihre eigenartige Andachtsübung veranstalten. Gegen eine Bescheinigung der Rakuf-Behörde wird auch dem Ungläubigen Eintritt gewährt. Eine Art Hühnerstiege führt ihn in einen Verschlag, der nahe der Moscheebede angebracht ist. Der Andachtsraum ist kahl, nüchtern. Jetzt ertönt der Ruf des Vorbeters. Die Derwische treten ein. Barfüßig. Eine Anzahl tiefer Verbeugungen. Sie werfen sich platt auf die Erde. Stehen auf. Verbeugen sich. Werfen sich wieder nieder. Der Vorbeter singt seine Gebete. Die Derwische verneigen sich noch immer. Jetzt ordnen die Jüngeren die Mattenteppiche nach einer bestimmten Art an. Im Halbkreis gruppieren sich die Männer um den weiß beturbanten Vorbeter, der jetzt mit einer eigentümlich hellen Stimme, die wie Jauchzen klingt, das muhammedanische Glaubensbekenntnis herausspricht. Er wiederholt es. Im feierlichen Takt singen es die Derwische mit. Der Takt wird schneller. Immer schneller. Jetzt beten nicht mehr die Lippen allein. Der wiegt den Oberkörper hin und her. Jener wirft den Kopf von rechts nach links. Ein Dritter dreht und wendet die Arme in religiöser Verzückung. Immer schneller wird der Takt. Immer hastiger die Bewegung. Immer leuchtender stoßen die Lippen die heiligen Worte heraus. Die meisten haben die Augen geschlossen. Die Gesichter sind kahl, verzerrt geworden. Große Schweißtropfen perlen auf den Stirnen. Da . . . mitten in der höchsten Ekstase ändert der Vorbeter den Klang seiner Stimme. Ein Ruck geht durch die Kette der mit gekreuzten Beinen dastehenden Heiligen. Sie scheinen aus einer Vision zu erwachen. Jetzt hat auch schon der Vorbeter die zweite Gebetsformel: „Allah ist groß und Muhammed ist sein Prophet“ gesprochen. Bei der zweiten Wiederholung erklingt auch bereits der Singsang der Derwische. Und wieder: immer dieselben Worte bis zur Verzückung und Erschöpfung. Zum zweiten Male wird der Bann gelöst. Der Vorbeter ruft die dritte Formel „la ila ha“. Die Derwische fallen in den Ruf ein. Der Ruf ist zum heiseren Keuchen und das Keuchen zum kurzen, rauhen Bellen geworden. Und immer kürzer werden die Gebetsformeln, deren nächste der Ruf „Allah“ und deren letzte das

Wort „hu“ (Er) ist. Die Verzückung wächst von Mal zu Mal. Wehrauch durchzittert jetzt in blauen Wolken die Luft. Eine unheimliche Macht strömt von diesen verzückten Leuten aus. Endlich ist die Zeremonie beendet. Der Vorbeter spricht noch einmal das Glaubensbekenntnis. Dann verlöscht der Moscheediener die Lichter. . . .

Der Freitag ist der wöchentliche Feiertag der Muhammedaner. An ihm ist der Gottesdienst in der rund 600 Personen fassenden Husreb Beg Moschee am prächtigsten. Dieses Gotteshaus ist eines der schönsten in den mohammedanischen Ländern Europas. Sein streng maurischer Stil gibt ihm ein außerordentlich vornehmes Aussehen. Und vornehm wie das Äußere ist auch das Innere dieses Tempels. Prachtvolle Mosaiken bedecken die mit Koransprüchen verzierten Wände des mächtigen Kuppelbaues. Wertvolle Teppiche sind über den ganzen Fußboden ausgebreitet. Der Koran liegt auf einem Gestell in zwei Exemplaren neben dem Plaze des Vorbeters. Goldenes Sonnenlicht flutet durch mattblaue Rundscheiben. Ein warmer Glanz erfüllt den heiligen Raum, in dem sich in wenigen Minuten die Gläubigen zum Gebet versammeln werden.

In demselben maurischen Stil, wie diese Moschee, sind von öffentlichen Gebäuden noch die Scheriatsschule, in der mohammedanischen Studenten das Recht des Korans gelehrt wird, und das neue Rathaus erbaut. Auch die türkischen Bäder, runde Kuppelbauten, deren sich mehrere in Sarajewo befinden, sind eines Besuches wert. Diese Bäder haben verschiedene Eintrittspreise. Die niedrigste Gebühr berechtigt nur zur Benutzung des allgemeinen Raumes, der keine Auskleidezellen kennt. Wer sich mehr leisten kann, benutzt eine mit prächtigen Teppichen ausgelegte Zelle. Die Badeprozedur selbst ähnelt sehr der russischen. Sie ist eine Kombination von Dampfbad, kalten Güssen, Massage und Frottierung.

Das vielgerühmte und sehenswerte Landesmuseum ist im Postgebäude untergebracht. Die geologischen und prähistorischen Abteilungen werden nicht jedermann im gleichen Maße interessieren, wie die ethnologischen. Hier sind ganze Hütten und Zimmer eingerichtet mit allem Hausrat, den der christliche oder mohammedanische Bosniak führt. Auch Haremsküben, zu denen sonst kein Mann Zutritt hat, sind hier nachgebildet mit ihren ausgelegten Holzschmizereien, mit ihren Teppichen, Divans und ihren eigenartigen türkischen Schrankbetten. Alle bosnischen Volkstrachten sind in diesem Museum an lebensgroßen Figuren zu studieren. Und jeder Figur ist der Name des Ortes beigegeben, dessen Bewohner die Hauptvertreter der betreffenden Volkstracht sind.

In der Nähe des Rathauses führt eine hölzerne Brücke über die Miljacka. Unmittelbar an dieser Brücke ist die Kirael Haue, die mohammedanische Lesehalle, gelegen, der das volkstümliche Kaffeehaus Bendbaschi benachbart ist. Ein Laubengang führt in den Kaffeehausgarten hinein. Am Ufer der Miljacka steht ein Orchesterpodium, auf dem abends die Zigeuner fideln und singen. Tischartige, fast meterbreite Bänke füllen den Garten. Teppiche breiten sich auf diesen Bänken. Und auf den Teppichen wieder Kaffeeschlürfende Moskims mit gekreuzten Beinen. Zwei Graubärte mit grünem Turban lassen die Wasserpfeifen gurgeln und kauschen, während die Rauchwolken sich ringeln, kluge Worte aus. Dort sitzt einer allein. Er hat sich dem „Ref“ hingegeben. Er trinkt nicht, er raucht nicht, er spricht nicht, er denkt nicht, — er „lebt“ nur. Zwei andere belustigen sich mit einem Brettspiel, das unserem Puff nicht unähnlich ist.

Frei schweift hier der Blick über die Miljacka hinüber, die Hänge hinauf, deren Höhen von den gelbgrauen Mauern der Forts getront sind. Feigenbäume rahmen mit ihrem dunklen Grün alle diese kleinen Häuschen ein, auf deren Dächern jetzt die glühende Nachmittagssonne brütet. . . .

(Schluß folgt.)

Piratentum.

(Fortsetzung)

Novelle von Mallon Foretler. Autorisierte Uebersetzung.

Robert de la Ferte begab sich am nächsten Morgen nach dem Marinebureau, um dort seine Papiere zu holen. Er fand hier den Inspektor, einen braven, alten Mann mit wohlwollender Miene und patriarchalischen Manieren, der alle Seesleute vertraulich behandelte, als wären es seine Kinder.

„Was, mein lieber Freund, Sie wollen auf einem so merkwürdig beladenen Fahrzeug segeln?“

„Aber, du lieber Gott, was ist denn dabei so Eigentümliches?“ fragte der Kapitän, einen Augenblick frappiert.

„Was dabei ist, mein Freund? Fragen Sie die Arbeiter, die das Schiff geladen haben, die werden es Ihnen sagen. Es hat etwas zu viel und etwas zu wenig, zu viel Gewicht im Zwischendeck und zu wenig Ballast unten.“

Der Kapitän überlegte und biß sich auf die Lippen.

„Vielleicht . . . dann kann ich ja die Masten mit recht wenig Leinen belasten, wir werden nicht schnell fahren, das ist alles.“

„An Ihrer Stelle würde ich, ohne dem Reeder etwas zu sagen, es so einrichten, daß Sie irgendwo in Spanien, in Portugal oder auf den Azoren, kurz und gut, irgendwo anlegen. Ich würde die Ladung noch mal neu verstauen lassen und unten einige Tonnen mit Erde hineinbringen. Meiner Ansicht nach sind sie nicht so voll, wie Le Hertel sagt.“

„Ja, das wäre eine Idee, aber dem Reeder wird das nicht recht sein, das ist eine große Aufgabe.“

„Du lieber Gott; aber Ihre Sicherheit und die der Bemannung sind das wohl wert.“

„Nun, auf Wiedersehen, Kommandant,“ sagte der junge Mann, der weit unruhiger war, als er es sich eingestehen wollte.

„Auf Wiedersehen, Kapitän, und glückliche Reise!“

Als er sah, wie er sich entfernt, murmelte er vor sich hin: „Armer Junge, wie wird er es nur anfangen, um in Spanien oder auf den Azoren anzulegen, wenn er Südwind hat?“

Mitten in der Nacht, als alle Matrosen an Bord gegangen sind und alles auf dem Schiff ruht, verläßt der Kapitän mit einer Fackel in der Hand seine Kabine. Er lauscht, ob sich nichts rührt und begiebt sich dann, indem er das Geräusch seiner Schritte zu dämpfen sucht, zu dem Bootsmann, den er vorsichtig weckt.

„Gustav, kleiden Sie sich an.“

Als der Mann bereit ist, fragt er: „Was steht zu Diensten, Kapitän?“

„Still . . . leiser . . . ich will vor allem wissen, woran ich mich zu halten habe. Kommen Sie mit. Ich will die Füllungen des großen Schiffsraumes öffnen und hinuntersteigen. Sie werden mich begleiten, Gustav, Sie sind damit vertraut. Aber die Bemannung darf davon nichts hören, nichts ahnen.“

„Hat der Leutnant bemerkt, daß Sie aufgestanden sind?“

„Nein, er war schon um 8 Uhr abends betrunken.“

Dank seiner ungewöhnlichen Kraft gelang es de la Ferte, den Schiffsraum freizulegen. Er bezog die eiserne Leiter und eilte, von dem Bootsmann begleitet, hinunter. Der Kapitän hielt die Fackel . . .

Sie haben eine mühevollen Arbeit zu erledigen. Man muß zwischen den Maschinenträgern durchkriechen und sich an großen Gußeisenstücken vorbeibrängen.

Die beiden Männer betrachten alles langsam und untersuchen die schattenreiche Tiefe, ohne ein

Wort zu wechseln, ohne zu sprechen. Man sagt nichts, wenn man an gewisse, zu ernste Dinge denkt.

Ein plötzliches Geräusch läßt sie erzittern. . . . Es ist nichts, — Ratten, die davonlaufen.

Sie gehen weiter hinunter.

„Gehen wir nicht weiter,“ sagt Gustav plötzlich, „es lohnt nicht der Mühe.“

Der Kapitän sieht ihn an, er hat verstanden. Unten ist eine große Leere, — unten ist nichts.

Als sie wieder auf Deck gekommen sind, sagt der Kapitän einfach: „Nun, Gustav?“

Der andere läßt sich Zeit und erklärt dann: „Kapitän, ich werde Ihnen das morgen früh sagen. Ich muß darüber nachdenken.“

Bei Tagesanbruch ist der Bootsmann in der Kajüte seines Vorgesetzten und sagt ganz leise: „Kapitän, ich bleibe. Ich bin alt, und es ist auch eins, ob ich untergeh oder auf einem Fressstein vor Hunger sterbe. Meine Kleinen werden sich eben an die öffentliche Wohltätigkeit halten, wenn ich nicht wiederkomme. Aber Sie, Kapitän, Sie sind jung verheiratet. . . . Nein, nein, tun Sie das nicht!“

Der Kapitän reibt sich die Augen, er hat gut geschlafen. Ein fröhlicher Sonnenstrahl drängte sich durch die Luke in seine Kabine.

„Ach, Gustav, Sie sehen die Dinge zu schwarz. . . . Ich glaube, ich werde doch reisen. Es wäre nicht recht, das alles im Stiche zu lassen, und schließlich . . . es deutet ja auch nichts darauf hin, daß wir Sturm haben.“

Im Grunde ist er fest entschlossen, irgendwo auf der Fahrt anzulegen, um Ballast einzunehmen.

Eine große Gestalt mit hohlen Wangen und den müden Zügen der Arbeiterinnen, die sich schlecht ernähren, erscheint eine junge Frau in einfachem, grauem Kleide auf dem Hinterdeck des Schiffes. Da der Kapitän hier Leinwand hat ausspannen lassen, so ist man vor der Sonne geschützt. So sitzen sie alle beide, dem Quai den Rücken wendend und plaudern, sich bei der Hand haltend, im leisen Tone, während sie auf das Wasser blicken.

„Da ist jemand.“

Sie drehen sich um. Le Hertel steht in tadellosem Anzuge vor ihnen. In der Hand hält er ein hübsches Rosenbukett, das er Madame de la Ferte galant überreicht. Die junge Frau nimmt das Bukett mit mechanischer Bewegung; die arme Person wundert sich über diese unerwartete Höflichkeit seitens eines Reichen. Trotzdem lächelt sie ihm so lebenswürdig wie nur möglich zu und dankt: „O, mein Herr, das ist freundlich von Ihnen!“

Er betrachtet sie und ist überrascht, sie so vornehm zu finden. Nein, sie gehört nicht der schwerfälligen Rasse an, aus der ihr Gatte stammt. Sie hat ein gewisses Etwas in ihrer Erscheinung und in ihren Bewegungen, das die wohlherzogene, vornehme Frau verrät.

Le Hertel zeigt sich an diesem Tage sehr zu seinem Vorteil, er ist geistvoll und scherzt. Frau de la Ferte bemüht sich, lebenswürdig zu erscheinen, doch unwillkürlich bleibt sie in einer gewissen Zurückhaltung. Wohl war das Engagement ihres Gatten auf dem „Gladiateur“, das nach so vielen Mißerfolgen, gerade als man nichts mehr erhoffte, zustande gekommen war, ein Glückszufall; aber andererseits ist es die erste große Trennung . . . das erste Mal seit ihrer Heirat, daß ihr Robert sich auf den Ozean wagt . . . den schrecklichen Ozean, der so viele Frauen zu Witwen macht.

Trotz ihrer Bemühungen, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, vertieft sie sich deshalb in

ihre Gedanken. Bald hört sie nicht mehr auf die Worte Le Hertels und antwortet nur noch zerstreut und einsilbig. Als dieser bemerkt, daß man auf seine Phrasen nicht mehr achtet, wird er nervös und klopft mit seinem Stock auf die Diele, wie jemand, der sich unbehaglich fühlt. Endlich redet er sie direkt an: „Nun, Madame, sagen Sie mir doch, wie finden Sie die Kabine Ihres Mannes?“

„Es ist das erste Schiff, das ich sehe, mein Herr, ich hatte keine Ahnung, daß man aus so kleinen Räumen etwas so Hübsches herrichten könnte.“

„O ja, diese Engländer bauen wunderbar, die sind unnachahmlich. Unsere französischen Schiffsbaumeister sind nicht auf der Höhe. Besonders die großen Linien dieses Schiffes sind prächtig und imposant. Das ist auch Ihre Meinung, nicht wahr?“

Frau de la Ferte antwortet nicht, sie weiß nicht, was sie sagen soll, ihr Mann spricht für sie: „O ja, gewiß, ein schönes Schiff.“

„Und Sie, Madame?“

„Mein Gott, mein Herr, ich bin mit diesen Dingen nicht so vertraut!“

„Nun, Madame, Sie werden sehen, wenn wir das Schiff anstreichen lassen, so bekommt es ein ganz anderes Aussehen.“

„Gewöhnlich, mein Herr,“ erklärt de la Ferte mit einer Nuance des Vorwurfs, „wird ein Schiff neu angestrichen, wenn es den Reeder wechselt; das ist seine neue Toilette, bei jeder neuen Taufe.“

Le Hertel runzelt die Stirn.

„Ja,“ sagt er, indem er sich bemüht, einen leichten Ton anzuschlagen und mit dem Stock in der Luft herumfuchelt, „das ist wahr . . . ich werde daran denken . . . bei der nächsten Reise . . . ganz sicher.“

„Aber vielleicht haben Sie nicht die Absicht, es zu behalten?“

Wie festsam der Kapitän das Wort „behalten“ betont hat! Le Hertel betrachtet ihn, sucht seine Augen, doch der Kapitän blickt hartnäckig zu Boden.

Zwei Uhr hat es eben auf dem Postamt geschlagen. Das ist der Augenblick, die Unter zu lichten.

„Sie haben schönes Wetter, Kapitän,“ sagt der Reeder.

„Ich . . . ich hätte Ihnen etwas zu sagen, wegen des Vorderdecks, wollen Sie mitkommen, Herr Reeder?“

„Ja, bitte, sehen wir uns die Sache an.“

Ja, er hatte ihm etwas zu sagen, aber es ist nicht so leicht.

„Nun, was wollen Sie von mir?“ fragt Le Hertel mit einer gewissen Schärfe im Ton, „das ist doch eigentlich nicht die Zeit . . .“

Der andere schweigt. Eine heftige Anspannung seiner Gesichtsmuskeln verrät den heimlichen Kampf. Endlich sagt er mit dumpfer Stimme, wie ein Mensch, der sich schämt, daß er so weit gekommen ist: „Ich möchte . . . ich möchte lieber nicht fahren.“

„Ach, was,“ ruft Le Hertel, weicht einige Schritte zurück und sieht den Kapitän mit haßerfüllten Blicken an. „Und das sagen Sie mir jetzt, in demselben Augenblick, wo die Unter gelichtet werden?“

Seine Stimme klingt großend; er zittert am ganzen Leibe.

„Nun, meinnetwegen, mein Herr; aber dann darf ich wohl annehmen, daß Sie mir alles, was ich Ihnen vorgestreckt, bis auf den letzten Sou zurückzahlen? Sonst bin ich in zehn Minuten beim Polizeikommissar und lasse Sie einsperren.“

(Fortsetzung folgt.)

Rat.

Lieber Junge, dies Mädel mußt du lassen, Kannst sie ja doch nicht fangen und fassen; So was fliegt eben heute ins Haus Und morgen ist es wieder hinaus. Da hilft kein Halten und kein Beschützen, Und Träume, mein Junge, können nichts nützen.

Freilich, die Liebe fragt beim Vergaffen Nimmer: Was lagen Richter und Pfaffen? Ist sie auch wert, daß man sie so liebt Und ihr sein bestes zu eigen gibt? Aber kommt es, wie hier es gekommen, heißt es: Jungchen, ein Herz sich genommen.

Und da heißt es, den Schmerz still zu tragen Und nicht über sein Schicksal zu klagen, Und begräbt du zehnmal dein Glück, Bringst sie doch kein Schrittchen zurück. So was will sich ein bißchen vergnügen Und dann wiederum weiterfliegen.

Lieber Junge, nun laß nur das Grämen, Wirft eine andere finden und nehmen, Halt ja noch Zeit zur Liebe genung, Bist ja so jung noch, so knabenjung. Und auf deinen sonnigen Wegen Kommt dir die Rechte doch noch entgegen. . . . Leo Heller.



Der Fährmann. Mit seiner Vierfensterfront war das niedrige Häuschen dem Wasser zugekehrt. Versteht unter hohen Pappeln und Weiden lag's. Ein kleiner Blumen- und Gemüsegarten mit alten Obstbäumen umgab das Haus an den Landseiten. Eine hohe, dicke Hecke schloß den Garten ab. Nur die Wasserseite war offen. Ein Steg führte in den Fluß. Dort lag das Fährboot, alt und schwerfällig, wie's vom Vater überkommen war, inzwischen unzählige Male gestickt. Aber in jedem Frühjahr erhielt's einen frischen Teeranstrich. Dann war's wieder „wie neu“, sagte Hünze, der Fährmann. Und mit schwerfälliger Hand malte er die weiße Inschrift an den Bug: „Agnes“. Das war der Name der Mutter gewesen.

Ganz allein hauste Hünze mit seinen Haustieren in der Einsiedelei. Er besorgte Garten, Stall und Küche, verach sein Fährgeschäft und fischte im Fluß, wenn's anging. Sah er auf der Bank unter den Farnern, so reichte die lange Angelrute bis über die Böschung. Dort oder auf dem Steg saß er stundenlang, zog an der Pseife und startete auf die Federpose, die auf dem Wasser hüpfte. Es gab allerdings Leute, die behaupteten, Hünze sähe zuweilen die Pose überhaupt nicht; sie hätten ihn schon angetroffen, daß er auf's Wasser geschaut habe wie im Schlaf, während unten an der Angel sich ein Fisch verblutete, unbemerkt von dem träumenden Angler.

Im Sommer blieb dem Fährmann wenig Zeit zu so idyllischer Beschäftigung. An den Sonntagen kam er oft von Morgen bis Abend nur auf Minuten aus dem Boot, um in Hast ein Stück Brot zu verzehren. Zuweilen kante er auch während der Arbeit. Alle wollten hinüber ans jenseitige Ufer: in den dichtsten, kühlichhaltigen Wald — und zurück mußten sie auch wieder, wenn sie's nicht gerade auf eine ganze Tagespartie abgesehen hatten und bis zu der etwa drei Stunden entfernten nächsten Brücke gingen. Stand der Mond leuchtend über den dunklen Wipfeln, so verging oft die halbe Nacht, ehe der letzte „Hohüber“ gerufen hatte und Hünze sein Boot endgültig an die Kette legte. Dann straffte die Tasche unter der Lederhose sich; sie war von Nadeln schwer und wurde in die Tischschublade ausgepackt, — aber Hünzes Glieder waren nicht minder schwer: wie ein Mehl sack fiel er ins Bett, um oft in aller Frühe schon wieder zu neuer Tätigkeit herausgeklopft zu werden.

Gegen den Herbst hin, wenn der Strom der Ausflügler versiegte, ward's still in der Nähe des Fährhauses. Ein Bauer zuweilen, der auf der anderen Seite, weit entfernt im nächsten Dorf wohnte, oder ein Jäger, der mit seinen Hunden zum Jagen strebte — sonst niemand. Im Winter zogen wohl die Forstarbeiter hinüber und nahmen des Fährmanns Hilfe in Anspruch — abgesehen von den paar Eingängern, die zu allen Jahreszeiten und allem Wetter zum Trost in der Wilbnis umherstiegen.

Mich trieb's einmal im Herbst hinaus. Es war einer der seltsamen Tage, an denen die Sonne mit der Erde Versteck zu spielen scheint: jetzt auftaucht in strahlender Schöne, um im nächsten Augenblick hinter einer düsteren Wolke zu verschwinden. In wechself-

der Beleuchtung zeigt sich alles da draußen: in klarer, fast häßlicher Schärfe das große herbliche Sterben nun, und dann schimmern die Farben wie durch einen Schleier; gedämpft ist alles, abgetönt, die großen Nisse verbergend, eine feierliche Harmonie des lautlosen Verbleichens und Vergehens.

Pföblich dehnten die Wolken sich; allmählich überzog der letzte blaue Fleck am Himmel sich mit grauschwärglichem Flor, immer dunkler ward's — verengelte dicke Tropfen fielen. Dann brach das Unwetter los.

Einen Unterschlupf gibts zwischen der Stadt und dem Fährhaus nicht. Abgeerntete Felder ringsumher. Eine dünne Birke, eine Rvergliefer, ein Brombeer- gesträuch hier und da am Wege, aber kein Haus, kein schützendes Blätterdach.

Eine Viertelstunde noch bis zum Fährhaus. Ich beeilte mich nicht. Näher als nah kann man ja nicht werden. Aber lieb war's mir doch, als dicht vor mir die Hecke aufstieg, die Obstbäume und riesigen Pappeln. Der Sturm wühlte drin, bog die Wipfel und warf ganze Schwaden welken Laubes auf das Dach des Fährhauses.

Der Hund meldete mich. Hünze stand gleich darauf in der Tür: „Heiliger Petrus! Sie sind's. Kommen Sie rein in die gute Stube.“ Er zog mir Mantel und Jacke ab und brachte beides an den Herd zum trocknen. „Teufelswetter! Wollen Sie einen Kaffee?“

„Wie geru!“ Wir tranken ihn in der Stube. Da war's blau von Tabakqualm. Ein großer, vierediger Tisch, ein paar Holzstühle, ein Schrank und ein Bett, eine Ofenbank — das war die Einrichtung.

Die Pseife ging auch beim Kaffee nicht aus. Dann stand Hünze am Fenster und sah durch die kleinen, mit Blei eingefassten Scheiben: „Höllisches Wetter! Die Welt auf See sind . . .!“

Er schien ganz in Nachdenken versunken. Ich trat aus andere Fenster. Die „Agnes“ tanzte an ihrer klirrenden Stelle. Weiße Schaumtämme auf den Wogen. Der sonst so zahme Fluß schoß mit grollender Festigkeit dahin.

Welle auf Welle. „Ja“, sagte Hünze plötzlich, „so ist es.“

„Was?“ „Ach“, er kratzte sich den Kopf und schien über- rascht, Gesellschaft zu haben, „das Wasser. Nicht? Ich meine, beinahe so ist's Leben auch. Man kann's nicht festhalten. Es geht einem durch die Hände.“ Er schüttelte den Kopf und wanderte einige Male durch die Stube, murmelnd: „Es geht einem durch die Hände.“

„Wie meinen Sie das, Herr Hünze?“

„Ach“, er stieß mit der Pfeifenspiße an die Scheiben. „Da hinaus hab' ich wollen. Wie's Wasser. Auch wie's Wasser. Auf den Ozean. In die Welt. So weit wie's geht. Kapitän auf einem Handelsschiff — das war mein Traum von Jugend auf. Für eigene Rechnung heißt's. Nur'n kleiner Segler meinetwegen. Aber unabhängig. Dumm, was? Geld gehört dazu, Geld und Erfahrung. Ganz recht. Die Erfahrung war billig zu haben. Das Geld liegt nicht umher. Also verdienen und sparen. Macht den Kram hier eine Weile, dacht ich, bis es langt, dann hinaus. Weit, weit hinaus! Leicht gesagt! Unter uns.“ Hünze neigte sich geheimnisvoll zu meinem Ohr, „gelebt wie ein Hund hab ich in den ersten Jahren. Nur um das. Sagen Sie's nicht weiter. Alle Mahlzeiten aus dem Fluß geholt und aus dem Garten. Was der Sommer an Varem einbrachte, blieb in der Schublade da. Keinen Pfennig angerührt. Ich sparte es auf. Alles sparte ich auf. Wohfür?“ Er lachte fellsam. „Für das Handelsschiff — Kapitän Hünze — was sonst?“

„Es ist nichts draus geworden?“

„Ge?“ Hünze machte große Augen. „Scheint nicht. Sitze hier in der Wüste und steuere die „Agnes“. — Das Leben lief mir weg. Wahrhaftig! Mangelhaft ist's mir wie das Wasser da. Als ich den! es reicht, seh' ich mal so zufällig in den Spiegel. Donnerwetter!“ Hünze fuhr sich durch den grauen Schopf. „Zu alt! Zu spät! Ich hatt's gar nicht gemerkt.“ Er murmelte noch einiges vor sich hin, während er verkommen aus dem Fenster blickte. Pföblich lehete er sich um. Die Sonne kommt raus. Wenn Sie jetzt hinüberwollen?“

Die „Agnes“ mußte ausgeschöpft werden. Dann standen wir, weil die Bänke nah waren.

Hünze stieß heftig mit dem Staken auf den Grund. In der Mitte des Flusses richtete er sich auf, lachte kopfschüttelnd und sagte verlegen: „Kapitän Hünze vom Ozeanschiff! Solche Dummheiten, was?“ Sein Blick ging verloren in die Ferne. — tp.

Albanische Familienfehden. Das nördliche Albanien ist fast ununterbrochen der Schauplatz blutiger Fehden zwischen den einzelnen Familien. Dajagan und Pistole sprechen dabei ein rasches und

entscheidendes Wort. Männer, die in Mitrache und Fehden verwickelt sind, werden sehr häufig einfach auf den Straßen oder im Bazar niedergeschossen. Der Monat Ramazan ist ganz besonders fruchtbar an solchen Bemühungen, sich Recht oder Mache zu schaffen. Während dieses Monats darf kein guter Muselman zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang Speise oder Trank berühren oder zu sich nehmen; er darf nicht einmal eine einzige Tasse Kaffee trinken oder heimlich eine Zigarette rauchen. Man kann sich nur leicht vergegenwärtigen, welche eine qualvolle Belästigung dies ist, wenn der Ramazan in den heißen Sommer fällt, und wie schrecklich diese gezwungene Enthaltensamkeit von Speise und Trank unter einer glühenden Juli- oder Augustsonne sein muß, wo jeder Grassalm, jedes grüne Blatt verdorrt, wo seit Monaten kein Regentropfen gefallen ist und die Luft der Ausströmung eines glühenden Eisenofens erscheint. Die Nachtzeit zwischen Sonnenunter- und Sonnenaufgang ist im Sommer so kurz, daß man nur wenig Zeit zum Schmausen hat, und man kann die langen Tagesstunden doch auch nicht ganz mit Schlafen verbringen, selbst wenn man keine Arbeiten oder Geschäfte auf der Straße oder im Bazar zu besorgen hat. Und so kann man denn immer da und dort Gruppen von hungrigen und dürftigen Mohammedanern vor ihren Haustüren sehnsüchtig nach der Sonne schauen sehen, ob sie noch nicht bald untergehe, wobei sie finsternen, grünen Blickes nach den „Christenhunden“ blicken, die nach einem tüchtigen Mittagssnack vergnügt umhergehen, ihre Zigarette rauchen und den ganzen Tag hindurch so viel Kaffee trinken können, als sie nur wollen. Es verbessert ihre Stimmung durchaus nicht, wenn sie die wohlgenährten „Angläubigen“ und „Gjaur“ so behaglich vorübergehen sehen, während sie auf die Skanoneschiffe warten, die im Ramazan den Sonnenuntergang verkündigen und anzeigen, daß das sechzehntägige Fasten vorüber ist. Alle diese Umstände erhöhen das Blut. So kommt es denn, daß in diesem Monat weit mehr Leute in Privatbädern niedergeschossen werden, als in irgend einem anderen Monat des Jahres. Vor zwei oder drei Jahren wurden im Ramazan in Skodra allein 14 Männer erschossen; die Zahl dieser Morde nimmt jedoch von Jahr zu Jahr ab, denn Skodra wird langsam zivilisierter und der Einfluß der kleinen europäischen Kolonie immer mächtiger.

Die Veranlassungen zu diesen unglücklichen Tötungen sind häufig sehr trivial. Ein Streit beim Kartenspiel oder ein Anrennen im Bazar genügen oft, daß ein Mann auf seinen Freund feuert. Aber damit endet die Geschichte noch nicht; denn jedes Mitglied der Familie des Ermordeten ist durch Ehre und Pflicht gebunden, den Mörder aufzufinden und niederzuschießen, wo er ihn auch immer antreffen mag. Kann er den wirklichen Mörder nicht finden, so muß er dessen Bruder, Sohn oder nächsten Verwandten umbringen, und hat er auf diese Weise den Mord gesühnt und dem Geiste des Erschlagenen Ruhe verschafft, so geht das Recht der Mitrache auf die Familie des ursprünglichen Mörders über, und diese lauert nun einem von dem feindlichen Klan auf oder wählt am liebsten einen einzigen Sohn oder den Mann, dessen Tod der Gegenpartei dem größten Nummer oder das meiste Unglück zufügen kann.

So vererben sich die Mitrache und die blutigen Fehden von einer Generation auf die andere, und die ursprüngliche Ursache von manchen derselben verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Es entstand einmal ein Streit zwischen zwei Freunden, weil der eine dem anderen 14 Kugelpatronen versprochen und später verweigert hatte, und als Folge davon verloren zwölf Männer an einem einzigen Tage das Leben. Eine furchtbare blutige Fehde zwischen zwei Familien von Gebirgsbewohnern entsprang daraus, daß eine Fige der einen das Getreide der Nachbarnfamilie abgefressen hatte, als das Korn eben in Aehren geschossen war. Einer der Beschädigten erschoss das Tier, und der Eigentümer knallte augenblicklich den Mann nieder, der sein Haustier getötet hatte, und viele Jahre vergingen und viele Menschen verloren ihr Leben, bevor diese Blutfehde beigelegt und die „Bessa“ hergestellt wurde. Die Veranlassungen zu den blutigen Fehden sind aber zuweilen auch ernst genug. Viele entstehen dadurch, daß ein junges Mädchen ohne die Einwilligung ihrer Eltern entführt wurde, dem irgend eine Beleidigung eines Franzosinners sofort folgte mit dem Tode bestraft. Ein hintergangener Ehegatte muß den Schimpf, der seiner Familie und ihm selbst angetan ist, durch Tötung des Beleidigers rächen, wenn er nicht lebenslang ein entehrter und schmachbedeckter Mann bleiben will. — jw.

Nachdruck des Inhalts verboten!